



Paul Frei

Hallo!

Mein Prosaeinstand ist der Anfang meiner neuen Erzählung. Ich bedanke mich bei jedem, der sich die Zeit nimmt und liest (und sich eventuell die Mühe macht und eine Kritik schreibt). Liebe Grüße, Bobby.

In Pauls Nähe waren nur Menschen, die ihn liebten. Natürlich gab es welche, die ihn im Vorbeigehen auf der Straße abfällig ansahen oder im Laden, wenn er auf der Suche nach dem perfekten Apfel war – aber nahe an ihn heran wagten sie sich nicht. Manche Leute morgens im U-Bahn-Bereich missgönnten ihm die Leichtigkeit, mit der er die Treppe hochflog, während ihnen, den gewöhnlichen Menschen, nur die Rolltreppe blieb. Oben angekommen keuchte er nie, denn Paul Frei war nicht nur reich: Er war auch ein Leichtgewicht; er war ein *Läufer*, und das sah man ihm an.

Es berührte Paul nicht, dass es Leute gab, die Abstand zu ihm hielten – einfach, da er grundsätzlich kaum etwas bedauerte. Er gehörte zu jenen Menschen, die immer glücklich waren; denen so viel Gutes im Leben widerfahren war, dass es schon auffällig war und gewisse Menschen reizte. Manche Leute reagieren eben schon verschnupft, wenn sie von jemand hören, der eine glückliche Kindheit durchlebte und deshalb nicht als Schnösel, Snob, Junkie oder Weichei ins Erwachsenenalter übergegangen war. Wenn zudem einer, wie Paul Frei, zudem noch ein ähnlich erfolgreiches Leben wie seine Eltern führte, obwohl schon diese Hotels besaßen, Nobelappartements vermieteten und außergewöhnlich wohlhabend waren – dann *musste* etwas mit diesem Menschen nicht in Ordnung sein.

Seine jährlich stattfindenden »Ausschüttungen« riefen in der Gesellschaft zu gleichen Teilen Bewunderung und Kopfschütteln hervor. Verständlicherweise konnten jene, die schon wegen seines unverschämten Glücks allergisch reagierten, mit seiner Wohltätigkeit nichts anfangen. Viele fanden sein Verhalten aufgesetzt. Sie feindeten Paul an, weil er während des gesamten Jahres mit Geld zugeschüttet wurde und am einunddreißigsten Dezember alles bis auf einen Anteil verschenkte.

»Dieser Sicherheitsanteil«, sagte Paul bei einer seiner Stellungnahmen, »ist die einzige Arroganz, die ich mir bewusst herausnehme.«

Diese »Arroganz« belief sich auf ein Herrenhaus östlich von Wien, eine Villa in Cornwall, zwei Autos sowie auf ein Barvermögen von drei Millionen Euro. Was darüber hinaus ging, wurde verschenkt.

»Verschleudert!«, titelten Boulevardblätter. Gratiszeitungen waren da kreativer (oder schamloser) und druckten nach Weihnachten Schlagzeilen wie »Geldsack schüttelt sich« oder »Paul macht sich FREI«.

Tatsächlich kam Letzteres dem Grund von Pauls Wohltätigkeit recht nahe. Womöglich war er nur deshalb anders als viele Vermögende, da er sich regelmäßig von der Last befreite, die es für ihn bedeutete, von allem immer mehr zu haben, als die anderen. Und da er sein Glück nicht verschenken konnte, leerte er seine Brieftasche. Je nachdem, wo hoch die Tantiemen waren, die er aus dem Verkauf seiner Bücher und seiner Musikaufnahmen erhielt, betrug die Ausschüttung zwischen ein und eineinhalb Millionen jährlich – selbstverständlich abzüglich der üblichen Spesen und Steuern und dem, was er nach Belieben täglich verschenkte.

Manche meinten, Pauls Musik und Literatur verkaufe sich nur deshalb so gut, weil die Konsumenten beim Erwerb hoffen, ihre Ausgabe fiele einmal auf sie zurück. Ein wütender Kolumnist konstatierte, Paul betrüge die Menschen mit seiner Wohltätigkeitsmasche, »könne doch eine gespendete Million oder zwei kaum die Welt verändern.« »Warum Herr Frei nicht in Absprache mit Produzenten und Verlagen stattdessen die Kosten der Romane und der Musikalben senke, wenn auch nur um ein paar Prozente? Es käme auf dasselbe heraus und es wäre aufrichtiger gegenüber seinen Kunden.«

Diese und ähnliche kritische Meinungen vertraten manche – allerdings zählten sie zu jenen, die niemals in Pauls Nähe gelangten.

Die, die ihn liebten, wussten, dass Pauls Spendierfreudigkeit weder kommerziell zu begründen war, noch



Paul Frei

einen Versuch darstellte, sich an andere anzubiedern. Alleine die Zinsen des Geldes, das er an seinem achtzehnten Geburtstag von seinen Eltern erhielt, hätten ihn ein sorgloses Leben führen lassen – und von seinem Umfeld geliebt wurde er schon vor seiner Karriere als Schriftsteller und Musiker, und vor seinen Ausschüttungen!

Der wahre Grund für sein Verhalten war einfach: Neben dem befreienden Aspekt des Spendens gab es in Pauls Augen zu viele Menschen, die sich vom Leben, vom Staat oder sonst wem benachteiligt fühlten – teilweise zu Recht. Deshalb sorgte er für Ausgleich entsprechend seiner Möglichkeiten; auf bequeme Art, ohne seinen Wohlstand aufs Spiel zu setzen. Diesbezüglich waren seine Gedanken naiv. Er verglich sein *glückliches* Leben rein oberflächlich mit den Leben der Unzufriedenen, denen er Geld spendete. Den einzigen groben Unterschied, den er zwischen sich und den anderen erkannte, war das Geld, das er in Massen besaß, und sie nicht.

Menschen, die ausnehmend glücklich sind und es schon immer waren, denken manchmal in einfachen Mustern.

Allerdings zwang ihn dieses Verhalten bald zur Zurückgezogenheit. Zweitausendsieben – im Alter von neunundzwanzig Jahren, fünf Jahre nach Beginn seiner Karriere – kaufte er ein altes Herrenhaus am Rand eines Kiefernwaldes im wahrscheinlich ödesten Winkel des Landes. Die Gegend war platt wie der Meeresboden; sein Haus war höher als jede Erhebung, die er vom Balkon im zweiten Stock seiner Villa ausmachen konnte. In dieser Gegend überlebten nur kämpferische Gewächse, und die einzigen Blumen, die im Sommer blühten, standen in seinem Garten. Auf den Feldern wuchsen Kartoffeln, am Wegrand Beifuß und Stranddisteln, die der Hitze des pannonischen Klimas trotzten. Es gab von allem wenig – und, auf den Quadratkilometer verteilt, weitaus mehr Feldhasen als Menschen. Sowohl die Leute als auch die Tiere wirkten verwegen, aber die alten Bauernhepaare, die ihre Höfe alleine führten, weil die Kinder längst in die Stadt geflüchtet waren, gaben sich zudem noch *unnahbar*. In ihrer Abscheu gegenüber dem alleinstehenden Gönner waren sie unübertroffen.

Für Paul war das in Ordnung, solange er nicht neben ihnen wohnen musste oder von ihnen belästigt wurde. Hauptsächlich begegnete er ihnen im Frühling und im Herbst, wenn die meiste Feldarbeit anstand und Paul – für das Empfinden der Bauern – wie ein geistesgestörter bevorzugt um die Mittagszeit durch die Pampa rannte. Dass er jemand grüßen musste, kam selten vor.

Die Distanziertheit der Bauern kam Paul sogar entgegen; ärgerlich genug, dass er sein Grundstück überwachen lassen musste. Noch im Herbst des ersten Jahres, das er in seinem Haus verbrachte, war ein paar Leuten eingefallen, sein Haus zu belagern. Vorwiegend waren das arme aber zornige Menschen gewesen, die sich, laut eigenen Aussagen, betrogen fühlten. Von wem? Vielleicht vom Leben, von den Versprechen ihrer Eltern oder der Gesellschaftsmoral? Wer weiß; Genauerer sagten sie nicht.

Mit diplomatischen Worten war da nichts zu erreichen – Paul hatte es mehrmals damit versucht, als er eingezogen war. Als der erste Stein durchs Fenster flog und acht Männer und sieben Frauen – von denen zwei gefährlich schwanger aussahen – die Geranien in seinem Vorgarten zertrampelten, bewahrte er die Fassung. In seiner Garderobe stehend spielte er mit dem Gedanken, sich einen Fahrradhelm aufzusetzen – aber er fürchtete, dies würde die Leute nur noch mehr aufregen. Außerdem wäre sein Gesicht weiterhin ungeschützt geblieben.

»Einen Integralhelm – so was hätte ich gebraucht!«, sagte er nachher zu einer seiner Frauen, die gerade übers Wochenende bei ihm war. Die liebe Frau, ihr Name war Alexandra Soundso (Paul bedeuteten Nachnamen nichts, und sogar bei den Vornamen vergriff er sich gelegentlich), umschwirrte ihren Partner in aller Fürsorglichkeit und kontrollierte die Wattebäusche, die sein Nasenbluten stillen sollten.

»Wenn es nicht bald aufhört, fahr ich dich ins Krankenhaus.«

»Oder wie wäre es mit Eishockey?«, schlug Paul vor und rollte zwei Stück Watte, bevor er sich diese in die Nasenlöcher stopfte. »Vielleicht sollte ich mit Eishockey anfangen«, sagte er naseind. »Die Männer in den Toren sind gut geschützt. Die haben *Helme!*«



Paul Frei

Ein wütender Mann hatte einen guten Wurf gehabt; er hatte locker ausgeholt und Pauls Nase getroffen. Die fehlende Kraft des relativ schwachen Wurfes wurde durch die Härte des Steins wettgemacht. Aus Angst, daraufhin ernsthaft in Schwierigkeiten zu gelangen, war die Meute davongerannt. Paul hatte ihnen nachgerufen, dass sie diesmal nicht über den Zaun zu klettern brauchten.

»Zwei von euch sehen verdammt schwanger aus! Ich mache euch das Tor auf!«, schrie er ihnen hinterher – ohne Reaktion.

Ein paar Tage blieb es ruhig. Eines Morgens erwachte Paul durch den Schrei seiner Partnerin. Das Bett neben ihm war leer. Er orientierte sich an Tanja Soundsos Rufen des Entsetzens und lief in die Küche. Seine Partnerin fiel ihm aufgelöst in die Arme.

Irgendwer hatte die Hauswände und die Fensterscheiben nachts mit Farbe beschmiert. Die Vulgärausdrücke waren von drinnen jedoch fast unlesbar: Die Schrift war spiegelverkehrt.

»Was wollen diese Leute von uns?«, fragte Tanja. Sie weinte. »Du willst doch den Menschen Gutes tun; du *tust* ihnen Gutes! Du nimmst nur, was du brauchst, und den Rest gibst du her. Wenn alle so denken würden, wie du, dann –«

»Ist schon in Ordnung, beruhige dich jetzt«, sagte Paul zu seiner Partnerin, der er grundsätzlich zustimmte, was das Tun von Gutem anbelangte. Allerdings widersprach er der Aussage ihres letzten Satzes, den er sie nicht zu Ende sprechen ließ. Schließlich konnte nicht jeder Mensch ein Vermögen von rund sechs Millionen besitzen, und selbst wenn es sicherlich einige gab, die seine Ideologie prinzipiell teilten, so wusste er, dass nur wenigen Leuten am Ende des Jahres etwas zum Verschenken übrig blieb. Im Gegensatz zu ihnen fiel Paul das Geben ja nicht schwer. Deshalb betrachtete er sich selbst nie als Weltverbesserer.

»Ich weiß, dass diese Leute frustriert sind«, sagte er. »Aber was kann ich daran ändern? Gar nichts. Selbst wenn ich ihnen alles gäbe, was ich besitze, wären sie nicht *wirklich* glücklich.«

Das sagte Paul Frei zu seiner Partnerin, und es entsprach auch seiner damaligen Überzeugung. Vier Jahre später sollte er sich daran erinnern und einsehen, dass er die Bedeutung jener Worte – die er damals leichtfertig aussprach – nicht im Mindesten begriffen hatte.

Diskutieren Sie [hier](#) online mit!